Rainer E. Zimmermann, Präsident der Leibniz-Sozietät, über ethische Konsequenzen der Wissenschaft

Von der Lust aufs gemeine Beste

Professor Zimmermann, Sie sind der erste westdeutsche Präsident einer originär ostdeutschen Gelehrtengesellschaft, der 25-jährigen Leibniz-Sozietät, die aus der Akademie der Wissenschaften der DDR hervorging. Von ostdeutschen Wissenschaftlern ins Leben gerufen zwecks Selbstbehauptung und Widerstand gegen Plattmacherei. Haben Sie da ein bisschen »Bammel«?
Ich kenne viele Mitglieder schon längere Zeit und bin ohnehin der Meinung, dass bald 30 Jahre nach der Vereinigung die Teilung in Ost- und Westdeutsche nicht mehr Thema sein kann. Natürlich schwingt immer noch unverarbeitete Geschichte mit. Die Verfahrensweise bei der Abwicklung der Wissenschaftsakademie der DDR und der Gründung der Berlin-Brandenburgischen Akademie war – euphemistisch gesagt – doch sehr ungeschickt. Das hing auch mit der relativ überstürzten staatlichen Vereinigung zusammen. Dass dabei nicht alles mit rechten Dingen zugegangen ist, dürfte offensichtlich sein.

Bei der Evaluierung, Anfang der 90er Jahre war Entsolidarisierung unter Wissenschaftlern in West und Ost zu beobachten, ähnlich wie bei den Gewerkschaften. Was sich als Bumerang für die Arbeiter wie für manche Wissenschaftsdisziplin in Westdeutschland erwies.
Das ist richtig. Wobei Wissenschaftler sich eigentlich dadurch auszeichnen oder jedenfalls auszeichnen sollten, dass sie auf Inhalte, nicht Ideologien achten. Das war vor und nach der Vereinigung durchaus der Fall. Schon vorher gab es Meinungsaustausch und Kontakte zwischen west- und osteuropäischen Kolleginnen und Kollegen. So habe ich selbst mich beispielsweise bemüht, dass zu Tagungen über Thermodynamik 1983 und 1985 in Klosterneuburg bei Wien und in Cumberland Lodge, dem einstigen Sommersitz der Queen Mum in England, auch Wissenschaftler aus der DDR und Polen eingeladen wurden. Wir haben freilich nicht beeinflussen können, ob sie dann auch ein Visum bekamen.

Ich habe allerdings feststellen müssen, dass es nach 1990, auch in der Philosophie, zu gewissen Distanzierungen kam. Wie unter den Schriftstellern. Ein krasses Beispiel hierfür war etwa der Umgang mit Christa Wolf vor und nach der Vereinigung – grundverschieden. Das gab es auch in der Philosophie. Ich selbst kenne und schätze, um nur einen Namen zu nennen, den Philosophen und Wissenschaftshistoriker Herbert Hörz seit meiner Studienzeit. Seine Bücher, die ich in Ostberlin kaufte, waren mein Beitrag zum »Zwangsumtausch«.

Professor Hörz war 1998 bis 2006 Präsident der Leibniz-Sozietät.
Und ist heute Ehrenpräsident. Ich weiß, dass die Situation vieler DDR-Akademiker nach der Vereinigung sehr prekär war. Ein ethisches Prinzip ist es, individuelle Lebensleistungen zu würdigen, selbst wenn sie in einem Kontext erfolgten, den man selber vielleicht ablehnt. Tatsächlich hat auch mehr als ein Bundespräsident auf diesen Punkt hingewiesen.

Ist eine Gelehrtensozietät noch zeitgemäß in einer demokratischen, offenen Gesellschaft? Die Royal Academy, die Académie française wie auch die von Johann Gottfried Leibniz wurden zu Zeiten der Ständegesellschaft gegründet.
Sie waren aber quasi republikanisch. Das betraf schon die älteste Universität Europas, an der ich übrigens längere Zeit Gastprofessor war. Die Universität von Bologna ist bereits 1115 gegründet worden. Und das erste Fach war Weltliches Recht, kein Kirchenrecht. Die Universität war wie eine Gilde organisiert. Bologna wurde damals von Handwerkergilden regiert, und die Gelehrten waren eine Gilde unter anderen. Die Universitäten im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit waren vielfach autonom und bildeten ein erhebliches wirtschaftliches Potenzial. Sie verfügten dadurch über ein starkes Druckmittel gegen Fürsten, welche die Freiheit der Wissenschaften einschränken wollten. Die Professoren zogen dann einfach an eine andere Universität, mitsamt ihren Studenten. Wodurch dem Fürsten sinkende Konjunktur oder zumindest Prestigeverlust drohte.

Getrennt begingen die beiden in Berlin ansässigen Gelehrtengesellschaften, die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften und die Leibniz-Sozietät, auch in diesem Jahr ihren Leibniz-Tag; die einem im Konzerthaus am Gendarmenmarkt, die anderen in der Archenhold-Sternwarte am Treptower Park. Novum in diesem Jahr: Die Leibniz-Sozietät hat erstmals einen Wissenschaftler westdeutscher Provenienz an ihre Spitze gewählt: Professor **Rainer E. Zimmermann**, Jg. 1951. Der Philosoph und Naturwissenschaftler, der Professor in München, Cambridge, Bologna, Salzburg und Wien sowie unter anderem Vorstandsmitglied der Ernst-Bloch-Gesellschaft war, gehört der Leibniz-Sozietät seit 2013 an. Der 1993 von DDR-Wissenschaftlern gegründete gemeinnützige und international vernetzte Verein führt die Tradition der von Leibniz initiierten Kurfürstlich-Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften fort. Mit dem neuen Präsidenten sprach **Karlen Vesper**.
Foto: nd/Ulli Winkler

Gelehrtensozietäten scheinen dennoch elitäre Elfenbeintürme zu sein?
Sozietäten sind durch Selbstverwaltung gekennzeichnet. Alle Mitglieder sind gleichberechtigt. Jedenfalls bei uns in der Leibniz-Sozietät. Kann sein, dass sich das Bild in der Öffentlichkeit von einer Gelehrtengesellschaft nicht allzu stark gewandelt hat. Aber es gibt bestimmte Bereiche, zum Beispiel die Klimaforschung, wo wissenschaftliche Tätigkeit verstanden und geschätzt wird.

Eine gewisse Distanz ergibt sich teils daraus, dass wissenschaftliche Disziplinen ihre eigene Fachsprache haben. Akademiker sollten sich durchaus allgemeinverständlich artikulieren können, müssen aber auch die Qualität ihrer Arbeit im Blick behalten. Sie können auf ungenügende Allgemeinbildung, reflexive Nachlässigkeit bis hin zu grassierender Lese-, Schreib- und Denkschwäche sowie ausgehungerte SMS-Syntax – von der Semantik ganz zu schweigen – nicht Rücksicht nehmen. Diese Phänomene haben sich in letzter Zeit leider potenziert. Das ist aber kein Merkmal der Moderne. Schon Cicero beklagt sich über den Unverstand der Jugend, die gar nichts mehr wüsste.

Andererseits: Bei meinen Kursen am Planetarium am Insulaner, an der Wilhelm-Foerster-Sternwarte in Berlin, erkläre ich Menschen, die nicht vom Fach sind, Schwarze Löcher oder die Theoretische Physik. Das ist alles auf ordentlichem Niveau machbar. Wichtig ist, dass sich die Menschen auf den angemessenen Diskurs einlassen. In dieser Hinsicht ist vor allem bei der Jugend das Konzentrationsfenster leider sehr klein geworden.

Sie stehen einer Sozietät mit einem großen Namen vor. Inwieweit fühlen Sie sich diesem verpflichtet?
In Gänze. Sowohl was das Leibnizsche Diktum von der »theoria cum praxi« wie auch seinen Universalismus und seine Ethik betrifft.

Obwohl Gottfried Wilhelm Leibniz selten Hannover zu Reisen in die weite Welt verließ, war ihm nationale Kleingeisterei fremd.
Richtig. Und er hat nicht nur 1700 die Kurfürstlich-Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften gegründet, sondern später auch die Wiener und die St. Petersburger Akademien. Am 16. Januar 1712 empfiehlt er sich dem russischen Zaren Peter I. mit dem Bekenntnis: »Denn ich nicht von denen bin, so auf ihr Vaterland oder sonst auf eine gewisse Nation erpicht sind, sondern ich gehe auf den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts; denn ich halte den Himmel für das Vaterland und alle wohlgesinnten Menschen für dessen Mitbürger, und ist mir lieber bei den Russen viel Gutes auszurichten, als bei den Deutschen oder anderen Europäern wenig, wenn ich gleich bei diesen in noch so grosser Ehre, Reichtum und Ruhe sässe, aber dabei Anderen nicht viel nützen sollte; denn meine Neigung und Lust geht aufs gemeine Beste.« Dieses Gemeinwohl, bonum commune, ist der Kern der von ihm vorgelebten kosmopolitischen Wissenschaft. Diesen Prinzipien fühlt sich die Leibniz-Sozietät verpflichtet. Und deshalb ist es egal, ob unsere Mitglieder aus Rostock oder München stammen.

Kann die Leibniz-Sozietät Politikberatung leisten?
Ich bezweifle nicht, dass sie es könnte. Wenn sie dazu eingeladen wird. Das Beispiel der Ethikkommission zeigt, wie Berufungen erfolgen. Hauptkriterium ist oft die Überlegung: Wen gibt es in meiner Nähe? Nicht immer entscheidet die größere Kompetenz. So befragte man bisher eher selten Philosophen zu ethischen Problemen, obwohl Ethik nach wie vor Teilgebiet der Philosophie ist.

Warum sind Politiker oft beratungsresistent gegenüber Empfehlungen der Wissenschaft? Der Beispiele gibt es viele, etwa die Energiewende, wo die Bundesrepublik anderen Ländern hinterherhinkt.
Obwohl sie die Frage alternativer Energien angestoßen hat. Es war seinerzeit sehr beachtlich, dass die Kanzlerin der Kernkraft eine Absage erteilte. Doch die Atomkraftwerke sind immer noch nicht abgeschaltet. Und die Windenergie ist nicht der letzte Schrei. Es wird nicht in der sogenannten Dritten Welt investiert, um dort menschenwürdige Bedingungen zu schaffen, damit niemand mehr vor Armut fliehen muss. Politiker denken bekanntlich in Legislaturperioden, die Wissenschaft jedoch in weit längeren Zeiträumen. Die Diskrepanz der Zeitskalen ist immens. Und unter Missachtung haben schon viele große Denker gelitten, zum Beispiel Aristoteles, Politikberater bei Alexander dem Großen und nach dessen Tod ins Exil verjagt. Oder Seneca, der von Nero in den Suizid getrieben wurde.

Sollten Wissenschaftler die Politik lieber meiden?
Das wünsche ich mir nicht. Aber oft werden in den maßgeblichen Kommissionen kompetente Vorschläge immer wieder zerredet, weil nicht allen vorherrschenden Interessen entsprochen werden kann.

Die leidigen Lobbyisten ...
Na ja, Lobbygruppen gibt es auch in der Wissenschaft. Die Kriterien der Wissenschaft sind aber andere als in der Politik.

Und die wären?
Ein wichtiges Kriterium der Wissenschaft ist Objektivität, im Sinne eines verbindlichen Wissens über das, was wirklich ist. Wir wissen natürlich auch, dass das Ergebnis wissenschaftlichen Forschens nicht wertneutral sein kann. Das hat Friedrich Dürrenmatt in den »Physikern« treffend beschrieben. Alles entspringt einem bestimmten Kontext. Ein methodisches Kriterium wäre die Verwendung der auf den Rhetoriker Cicero zurückgehenden »ars inveniendi«, das Suchen und Finden überzeugender Argumente bezeichnend, von Leibniz aufgegriffen. Sodann die genannte Einheit von Theorie und Praxis. In der von Leibniz verfassten und von Kurfürst Friedrich III. unterzeichneten Stiftungsurkunde für die Sozietät der Wissenschaften in Berlin wird schon als Ziel benannt, dass »der Schatz der bisher vorhandenen oder zerstreuten Erkäntnüssen nicht allein mehr und mehr in ordnung und in die enge gebracht, sondern auch gemehret und voll angewendet werden möge«.

Schließlich Kosmopolitismus. Wissenschaft kennt keine nationalen Grenzen. Ich war früher Fellow in Cambridge. Am dortigen Newton-Institut für Mathematik waren an die 50 Wissenschaftler aus aller Herren Länder tätig, auch aus Asien, Afrika, Amerika – übrigens auch Stephen Hawking. Es gab keinerlei Streit über religiöse, politische und sonstige gesellschaftliche Fragen. Es war eher ein zielorientiertes Zusammenarbeiten wie auf der ISS in Weltall.

Da ist Kooperation und gegenseitiges Vertrauen überlebenswichtig!
Traurig nur, dass viele Menschen noch nicht begriffen haben, dass es auch auf der Erde insgesamt um lebensnotwendige Dinge geht.

Ist es reiner Zufall, dass Sie der dritte Präsident der Leibniz-Sozietät in Folge sind, der in den Naturwissenschaften und in der Philosophie gleichermaßen zu Hause ist? Ist man dadurch prädestiniert?
Nicht unbedingt. Aber es könnte ein taktischer Vorteil sein, wenn man als Präsident beide Klassen vertritt. Ich bin als Professor für Philosophie zwar Mitglied der geisteswissenschaftlichen Klasse, aber ich habe meinen Antrittsvortrag explizit im Plenum gehalten: über die Naturphilosophie nach Schelling und Bloch. Und ich habe den Vortrag mit einem Beispiel aus der Quantenphysik eröffnet.

Ich danke für das Gespräch. Und bin gespannt, ob an die Spitze der Berlin-Brandenburgischen Akademie nun auch mal ein Wissenschaftler ostdeutscher Provenienz tritt.

»Das größte Übel, von dem die Menschheit erlöst werden muss, ist die Willfährigkeit, Formeln zu glauben, denn sie ist das Misstrauen gegen das eigene Gewissen.«

Erich Mühsam, ermordet am 10. Juli 1934 im KZ Oranienburg

Büchner-Preis

Stilsicher

Der Georg-Büchner-Preis 2019 geht an den Schweizer Schriftsteller Lukas Bärfuss (47). »Mit hoher Stilsicherheit und formalem Variationsreichtum erkunden seine Dramen und Romane stets neu und anders existenzielle Grundsituationen des modernen Lebens«, teilte die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung am Dienstag in Darmstadt zur Begründung mit. Zuletzt erschienen von ihm der Roman »Hagard« (2017) und der Essayband »Krieg und Liebe« (2018). Der mit 50 000 Euro dotierte Büchner-Preis gilt als herausragende literarische Auszeichnung in Deutschland. Er wird am 2. November in Darmstadt verliehen.

Die Auszeichnung ist nach dem in Darmstadt aufgewachsenen Schriftsteller, Naturwissenschaftler und Freiheitskämpfer Georg Büchner (1813–1837) benannt. Er wurde erstmals 1923 vergeben. Preisträger waren unter anderem Carl Zuckmayer (1929), Anna Seghers (1947), Max Frisch (1958), Günter Grass (1965), Peter Handke (1973), Erich Fried (1987) und Sarah Kirsch (1996). *epd/nd*

Kempowski-Preis

Individuell

Zu Ehren des Schriftstellers Walter Kempowski (1929–2007) schreibt das Land Niedersachsen einen neuen Literaturpreis aus. Bis zum 20. August können Verlage deutschsprachige Autorinnen und Autoren für die mit 20 000 Euro dotierte Auszeichnung vorschlagen, wie das niedersächsische Kulturministerium am Dienstag mitteilte. Mit dem »Walter-Kempowski-Preis für biografische Literatur« sollen künftig alle zwei Jahre Autorinnen und Autoren ausgezeichnet werden, die in ihren Texten den Einfluss der Geschichte auf individuelle Biografien herausarbeiten.

Kempowski, der viele Jahrzehnte in Nartum bei Bremen lebte, gilt als einer der wichtigsten »Chronisten des Bürgertums« in der deutschsprachigen Literatur. Den literarischen Durchbruch feierte er 1971 mit »Tadellöser & Wolff. Ein bürgerlicher Roman«. Er starb 2007. *epd/nd*

Bach-Biennale

Genial

Bei der Bach-Biennale Weimar haben Besucher derzeit Gelegenheit, die Bezüge zwischen dem genialen Komponisten Johann Sebastian Bach (1685–1750) und dem Bauhaus zu erforschen. Bis einschließlich Sonntag will das Festival die Verbindungen zwischen den Fugen Bachs und den Arbeiten der Bauhaus-Meister aufzeigen. Der Gestaltungsleitsatz »form follows function« (Form folgt Funktion) spielte für Letztere eine wichtige Rolle. *dpa*